

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 12 (1971)
Heft: 14

Artikel: Wie Stalin die Revolutionäre liquidierte 2. Die Etappe im KZ
Autor: Tarsis, Valerij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie Stalin die alten Revolutionäre liquidierte

Die Etappe im KZ

Valerij Tarsis zu einem Buch von Jewgenija Ginsburg*

Im ersten Teil seiner Besprechung (siehe letzte Nummer) hat Valerij Tarsis auf Grund der eben erschienenen russischen Ausgabe des Buches von Jewgenija Ginsburg gezeigt, wie sie, damals eine begeisterte Stalinistin, 1937 von der Säuberung erfasst wurde. Im Unterschied zu Hunderttausenden von andern Opfern wurde sie nicht zum Tode, sondern nur zu zehn Jahren Freiheitsentzug verurteilt. Als Stalins NKWD-Chef und Oberhenker Jeschow 1938 seinerseits gestürzt und umgebracht wurde, hofften die Häftlinge auf einen Umschwung durch seinen Nachfolger Berija, was tatsächlich das Ausmass ihrer Unschuld belegt.

Es vollzog sich tatsächlich ein Wechsel: Das Regime fand es unzweckmässig, Zehntausende von Menschen untätig in den Gefängnissen zu halten. Mit der Einzelhaft war es aus. Tagelange Fahrt in einem Güterwagen. Der Bestimmungsort: Konzentrationslager. Mit Stacheldraht, deutschen Schäferhunden, der Begegnung mit Kriminellen.

«Nicht sofort wurden wir uns der Härte unserer Lage bewusst. Erst später kamen wir dahinter, dass anders als im Jaroslawer Gefängnis, wo alle gleich gewesen waren, in diesem neuen Kreis der Hölle keine Gleichheit herrschte. Die KZ-Insassen teilten sich in zahlreiche, von der diabolischen Phantasie der Folterer geschaffene ‚Klassen‘.»

Erstes Transit-KZ: Kriminelle als Lageraristokratie

Die Kriminellen — Diebe und Banditen — machten die Lageraristokratie aus. Sie führten sich als Herren auf und sahen mit Verachtung auf die Politischen (die «Volksfeinde») herab.

* Jewgenija Ginsburg: «Krutoj marschrut», Possev-Verlag, Frankfurt/M 1971, 436 Seiten, Fr. 22.60. Deutsche Ausgabe: «Marschroute eines Lebens», Rowohlt-Verlag, Hamburg 1967, 380 Seiten, Franken 24.60.

Sie hielten alle Posten besetzt, zu welchen Häftlinge herangezogen wurden.

Die Aufsichtabenden, die Blockältesten, die Brigadiere, das waren alles Kriminelle. Für sie war die Ankunft der Politischen ein Fest: mit ihnen kam eine starke Ablösungstruppe zum Holzfällen, für die Feldarbeit und die anderen schweren Zwangsarbeitsabschnitte. Auch die Lagerärzte standen auf seiten der Henker: So wurde die Freundin der Verfasserin, Tatjana Stankowskaja, vier Stunden vor ihrem Tod in die «erste Kategorie der Gesunden» eingeteilt.

Jewgenija Ginsburg selber, die sich vor Erschöpfung kaum auf den Beinen halten konnte und an Skorbut litt, kam zum Steineschleppen. «Die Steine glühten einem schon aus einiger Entfernung voll höllischer Hitze entgegen. Da fingen die Hitzschläge an. Lisa Scheweljowa, die in der Komintern gearbeitet hatte, starb so. Und so wurde es mir zuteil, zu erfahren, was Zwangsarbeit ist.»

Dabei war, wenn man den Erfahrenen glaubte, diese Arbeit vergleichsweise noch ein Paradies, weil es keine Normen zu erfüllen gab und volle Rationen ausgeteilt wurden, wie immer einer auch arbeitete.

Das erste Lager im Fernen Osten, zehntausend Kilometer von Moskau entfernt, war für die Gins-

burg nur ein Transitlager. Es erwartete sie der Weitertransport in einen völlig unerschlossenen Teil der Halbinsel Kolyma, wo es noch keine Eisenbahnen gab. So ging der Umzug per Dampfer vonstatten, nordwärts auf dem Stillen Ozean.

Jewgenija Ginsburg weiss nicht einmal, wie lange sie bis zur Nogajew-Bucht unterwegs waren, da sie schwer erkrankte und bewusstlos lag. Erst in der Lagerkrankenbaracke kam sie wieder zu sich und erfuhr: sie war in der Polarstadt Magadan. «Die ersten Tage, die ich hier verbrachte, verschwammen in einem Knäuel von Bewusstlosigkeit, Schmerzen und Sturz in die Finsternis des Nichtseins.»

Die Lagerärztin, Angelina Klimenko, sagte ihr, sie habe überhaupt nicht erwartet, dass die Kranke überleben würde; es sei direkt ein Wunder. Es waren nämlich viele Frauen ehemals hochstehender Parteifunktionäre gestorben, die weniger schlimm dran gewesen waren als Jewgenija Ginsburg, so die Meschlauk, die Zecher, die Anatonowa. Die meisten verhungerten, da das Essen sogar in der Krankenabteilung so eklig war, dass man es kaum geniessen konnte.

Kolyma:

Einige Tote jeden Tag, das ist noch gnädig

Und diese Abteilung war noch paradiesisch im Vergleich zu dem, was die Genesende in der Frauenzone des Konzentrationslagers mitmachte. Nach der Krankenbaracke, die wenigstens sauber gewesen war, erschien ihr der Lagerblock, in den sie nun kam, als regelrechte Raubtierhöhle. Windschiefe, vereiste Wände, zweistöckige durchgehende Pritschen, wobei pro Person ein halber Meter Platz war. Um den Kanonenofen in der Mitte wurden stinkende Fusslappen, Strümpfe und Segeltuchjacken getrocknet. «Ich schämte mich, auf die blauen Gesichter, die erfrorenen Nasen, Wangen und Finger, die hungri-gen Augen meiner Kameradinnen zu sehen, die spät an diesem Novemberabend von der allgemeinen Arbeit zurückgekehrt waren.»

Diese *allgemeinen* Arbeiten (daneben gab es die besondere Arbeit, die noch härter war), zu der die Ginsburg gleich am nächsten Tag mit abkommandiert wurde, nannte man «Melioration». Man jagte die Gefangenen noch bei voller Dunkelheit aus der Baracke. Fünf Kilometer gingen sie in Marschkolonnen über vereisten und glitschigen Harschschnee und geizten dabei nicht mit groben Flüchen. So langten sie auf dem offenen Feld an, wo ein schneidender Eiswind blies und wo der Brigadier, der Bandit Senka, Eisenschau-feln und Hacken austeilte. Und damit sollten die Frauen, unter denen auch 70jährige waren, nun die ewiggefrorene Erde bearbeiten.

So schufteten sie bei 40 gradigem Frost; Tag für Tag fielen bei dieser gänzlich sinn- und zwecklosen Arbeit ein paar Frauen tot um.

Um ein Uhr legten sie den Weg nochmals zurück — zum Mittagessen im Lager: eine Schüssel abstossender Wassersuppe und ein Stück hartes Schwarzbrot. Danach wieder die fünf Kilometer, und Hacken bis zum Anbruch der Dunkelheit. Und dann beginnt das Aergste: Der Brigadier bemisst die bearbeitete Fläche und teilt den «Arbeiterinnen» Flüche, manchmal auch Schläge aus. Die meisten schaffen mit Mühe und Not einen Drittel der Norm. Dafür wird ihnen die ohnehin unzureichende Ration noch gekürzt. Nach zehn Tagen «Melioration» hatte Jewgenija



Arbeitslager zur Zeit Stalins. Solange es nur einige Tote pro Tag gab ...

Ginsburg ein chronisch offenes Bein und sah schon so aus, dass sie sich nicht mehr vor den andern zu schämen brauchte. Sie war, wie das im Lagerjargon hiess, «gar geworden», d.h. am Sterben, ein mit blauer Haut überzogenes Skelett.

Ein ganz kleines Witzchen zur Zeitungsfoto Molotow/Ribbentrop: für antisowjetische Agitation erschossen

Man musste im Lager vor allen Angst haben; es gab viele Denunzianten. So hatte eine Politische, die Rotmistrowskaja, einst ein Stück Zeitung aufgegabelt, auf dem Molotow mit Ribbentrop abgebildet war. «Hübsches Familienbildchen», bemerkte sie dazu. Und kurz darauf wurde sie für antisowjetische Agitation in der Baracke erschossen.

Für die Ginsburg war dieses Magadan noch nicht der letzte Kreis der Lagerhölle. Als Arbeitskräftenachschub schickte man sie mit andern zusammen noch weiter, «ans Ende der Welt», in die gefürchtete KZ-Sowchose von Elgen, was auf Jakutisch «tot» bedeutet. Hier gab es nur Frauen. Aber sie glichen schon keinen Frauen mehr; diese Skelette erinnerten eher an Männer oder an irgendwelche geschlechtslose Geschöpfe — ausgemergelt, mit ziegelfarbenen Gesichtern und mit manchen erfrorenen Stellen, fast bis zu den Augen in Lumpen gehüllt.

Schlimmer konnte es nun nicht mehr werden. Frühmorgens trieb man die Frauen zum Holzfall in den Wald. Es konnte natürlich keine die Norm erfüllen, und entsprechend karg fiel daher die Ration aus. «Nachdem wir je ,nach

Leistung' ein winziges Stückchen Brot erhalten hatten, gingen wir in den Wald und fielen, noch ehe wir am Arbeitsplatz angekommen waren, buchstäblich vor Müdigkeit um.»

Aber der Ginsburg half offenbar Gott, obschon sie selbst nicht auf diesen Gedanken kam. «Viele Male», schreibt sie, «wurde es mir in den achtzehnjährigen Jahren meines Katorga-Lebens zuteil, dem ganz nah herangekommenen Tod gegenüber zu stehen. Und jedesmal fand mein unverwundlich gesunder Organismus irgendein Schlupfloch zur Erhaltung des kaum noch flackernden Lebens. Und, was noch wichtiger ist, es ergab sich jedesmal eine glückliche Verkettung der Umstände, auf den ersten Blick zufällig, aber im Eigentlichen gesetzmässige Manifestationen jenes Grossen Guten, das ungeachtet alles anderen dennoch die Welt lenkt.»

Von der Hoffnung auf Berija zur Hoffnung auf Leninsche Wahrheit

Ein wertvolles Geständnis. Leider vergass Jewgenija Ginsburg dieses «Gute» wieder, als man sie nach dem 20. Parteitag im Zuge der Entstalinisierung rehabilitierte. Ein menschliches Wrack. Rehabilitiert. Ja und? Zunächst ungläubiges Fragen: Ist das nun alles? «Kann denn so etwas einfach so geschehen? Ohne gerechte Vergeltung?» Dann aber vergass Jewgenija Ginsburg auch das. Sie schreibt: «Wie gut, dass ich mich geirrt hatte! Dass in unserer Partei, in unserem Land von neuem die grosse Leninsche Wahrheit herrscht! Dass man schon heute den Menschen von dem erzählen kann, was war und nie wieder sein wird... Das alles ist vorüber!»

Ein Brief an die Verfasserin

Verehrte Jewgenija Semjonowna,

Ja, nicht wahr, sie herrscht seit 1956 wieder in der Sowjetunion, die Leninsche Wahrheit! Da sind wir uns einig, liebe ehemalige Nachbarin! Nur müssen wir uns noch darüber einig werden, was genau unter der Herrschaft der Leninschen Wahrheit zu verstehen ist.

In Moskau wohnte ich neben Ihnen. Und Sie haben doch gehört, dass ich wegen freier Meinungsäusserung acht Monate im Irrenhaus eingesperrt war und dass man mir später das Bürgerrecht entzog? Und wie könnten Sie von den ungezählten Menschen nicht gehört haben, die noch heute, ja heute erst recht, in Konzentrationslagern und Irrenhäusern langsam umgebracht werden? Von Natalja Gorbanewskaja beispielsweise, von Sinjawschij und Daniel, von Bukowskij, Jessenin-Volpin, Batschew, Amalrik, Galanskow, Ginsburg, von General Grigorenko, von den andern, den namentlich bekannten und den namentlich nicht bekannten Leuten, die ihren Leidensweg erst begonnen haben, nachdem Sie freigelassen und «rehabilitiert» worden sind. Sie haben davon doch wohl auch vernommen?

Aber selbstverständlich sind Sie über das alles informiert. «Das alles» ist eben noch nicht vorüber.

Und haben Sie seit Ihrer «Rehabilitierung» nicht auch Ihre eigene Erfahrung mit der Herrschaft der Leninschen Wahrheit? Sie haben ein wahrheitsgetreues Buch über den stalinistischen Terror

(Fortsetzung auf Seite 10)

Deutschland Archiv

Zeitschrift für Fragen der DDR und der Deutschlandpolitik

Deutschland Archiv erscheint monatlich im Umfang von 112 Seiten

Preis des Einzelheftes DM 4,80
Jahresabonnement (12 Hefte) DM 50,-, zuzüglich Portokosten

Schüler, Studenten, Wehr- und Ersatzdienstpflichtige erhalten das Jahresabonnement zum Preis von DM 30,- zuzüglich Portokosten.

Kostenloses Probeheft auf Anforderung

**Verlag Wissenschaft und Politik
5 Köln 1, Salierring 14-16**

informiert mit Dokumentationen und Berichten über Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur in der DDR

analysiert die Entwicklung der verschiedenen Lebensbereiche der DDR und der innerdeutschen Beziehungen

diskutiert prinzipielle und aktuelle Probleme der Deutschlandpolitik, der Ostpolitik und der DDR-Forschung

Briefe

Die Fritzenkinder —
und ihre Mütter

Zu «ZB», Nr. 13:

«Breschnews grosse Sippen-Sorgen»

Sie finden es also sehr komisch, dass Breschnew mitten im Krieg offenbar keine anderen Sorgen hatte als die von den Deutschen zurückgelassenen Kinder und ihre russischen Mütter. Wenn man aber weiss, was in den befreiten Gebieten mit den unglücklichen Mädchen und speziell mit den noch nicht geborenen Kindern geschehen konnte, findet man das nicht lächerlich. Dort kamen diejenigen Elemente der Roten Armee ausgiebig zum Zuge, die sich diesbezüglich von den Offizieren nichts befehlen liessen — wenn diese nicht sogar einverstanden waren.

Im Buche von Ats Valtina, «Die Moral der Roten Armee» (Biel 1948) sind über diese Vorgänge einige Augenzeugenberichte festgehalten. Sie sind nicht erfunden. Man hat über die Abscheulichkeiten der Rotarmisten an fremden Frauen ähnliches bewiesen, dabei auch in jugoslawischen Veröffentlichungen. (Red.: Bei Djilas, Dedijer und andern. Tito selbst nannte die Zahl von 111 Vergewaltigungen mit Mordversuchen. Detaillierte Schilderungen liess die jugoslawische Regierung

Die Etappe im KZ

(Fortsetzung von Seite 9)

verfasst. Aber es konnte im Land der Leninischen Wahrheit nicht veröffentlicht werden. Ihre Zuversicht, «dass man den Menschen von dem erzählen kann, was war und nie wieder sein wird», hat sich als falsch erwiesen. Man kann den Menschen nicht erzählen, was war und ist. Das hat leider seine natürliche Ursache: Es gibt ihn nämlich gar nicht, diesen vermeintlich prinzipiellen Unterschied zwischen leninistischem Meinungsäusserungsverbot zu Lenins oder Stalins Zeiten und leninistischem Meinungsäusserungsverbot zu Chruschtschews und Breschnews Zeiten. Es gab vielleicht für Sie und manche andern unter Chruschtschew die Hoffnung, dass sich ein solcher prinzipieller Unterschied mit der Zeit erweisen möge. Sie blieb schon damals unerfüllt, und jetzt ist sie verboten.

Es liegt eben nicht einfach an den Personen dort oben in der Führung; diese Annahme ist der «Irrtum» Ihres Buches. Denn «das alles» gehört zum Kommunismus und wird erst mit seinem Untergang vorüber sein. Dass Sie sich freuten («Wie gut, dass ich mich geirrt hatte!»), als Sie meinten, mit gutem Gewissen zum Glauben Ihrer Jugend, zum Glauben an Lenin, zurückkehren zu können, das ist verständlich. Aber da diese Freude nun keineswegs ungetrübt geblieben ist, wird Ihnen doch wohl der Schritt zur echten, manifesten Wahrheit leichter fallen.

Werden die weiteren Samisdat-«Auflagen» wohl entsprechend geändert? Tun Sie es doch um der Wahrheit willen, tun Sie es Ihnen selbst und dem ganzen Volk zulieb, zu dem auch im unfreiwilligen Exil ihr früherer Nachbar sich zählt.

Valerij Tarsis

1953 in einem Weissbuch drucken — «Zlocinstava pod plastom Socijalizma» —, aber beim eben damals erfolgenden Tod Stalins wurde die Auflage im Belgrader Volksarmee-Verlag eingestampft. Eine deutschsprachige Ausgabe erschien 1962 in Bonn, von Hendrik van Bergh unter dem Titel «Genosse Feind» herausgegeben.)

Zuerst eine Schilderung aus einem Dorfe südlich von Leningrad, wo man nach der Befreiung mehr als die Hälfte der Frauen und Mädchen wegen geschlechtlichen Beziehungen mit den Okkupanten festnahm. Laut einer Augenzeugin geschah dann folgendes:

«In der Ortschaft wurden über hundert Pfähle aufgestellt, und an diese wurden die Weiber nackt gebunden, mit dem Hinterteil nach aussen... Junge Soldaten gingen, mit Ruten, Peitschen und federnden Stöcken bewaffnet, umher und züchtigten die angebandenen Weiber... Viele hingen nur noch an ihrem Pfahl... Alles andere umstehende Volk amüsierte sich und fand das alles ganz in Ordnung... Das Abscheulichste aber war, dass man eiserne Stempel angefertigt hatte, in der Form eines Nazi-Hakenkreuzes. Dutzende davon wurden in dafür angelegte Feuer gehalten, bis sie weissglühend waren, und dann drückten die jungen Soldaten diese... auf das zerschlagene Fleisch, auf Hinterteile, Rücken und Brust... Ich sehe noch heute die gemarterten Frauenleiber vor mir, ihre geschorenen Köpfe; sehe noch, wie viele Soldaten obendrein... sich nicht geirrt, diese gemarterten Fleischbündel zu vergewaltigen...»

Ein anderes, noch schlimmeres Beispiel aus dem Süden Russlands zeigt, wie man mit den Frauen verfuhr, die von den Deutschen schwanger gemacht worden waren:

(Sie wurden) «... auf diese Holzblöcke gelegt und festgebunden, auf dem dicken Bauche liegend, die Beine nach unten. Je zwei junge, kräftige Soldaten schlugen unbarmherzig auf die nackten Körper ein, mit langen Pferdepeitschen, bis die Körper blutig wurden... Da sah man nun die Wirkung...: die Embryos kamen aus den Leibern... Ich erinnere mich, dass ich schon oft diese Methode an Mutterschafen angewandt sah, wobei man erreichte, dass die Jungtiere früher geboren wurden... (der besonders dicht gekräuselten Wolle wegen, welche die Persianerfelle auszeichnet; Red)...»

In diesen Tagen wurden viele solcher Frauen getötet, noch mehr deportiert, alle geschändet. War das Problem Breschnews wirklich so komisch?

Trotzdem es scheinbar so lächerlich war, hätte man zu diesem Zeitpunkt wirklich «über die Moral unserer Frauen verhandeln» müssen. Die Situation unter der Okkupation war nämlich für die Bevölkerung fast auswegslos. Wenn das Essen ausging, erhielt man von den Deutschen Rationen, die nirgends hinreichten. Wüsste man mehr, um leben zu können, so sagten sie: «Wir haben nichts mehr abzugeben, aber vielleicht können wir etwas verkaufen.» Deshalb gingen dann die meisten Frauen zu den Deutschen, um zu «kaufen». Die zurückgebliebenen alten Männer samt den Genossen billigten das stillschweigend; auch sie kamen durch die «Arbeit» der Frauen zu Lebensmitteln und zu etwas Tabak.

Dieser Kompromiss ermöglichte nicht nur das Überleben, sondern auch das Kämpfen gegen den Feind, denn manche Frauen schlossen sich den Partisanen an, sobald das möglich wurde. Deshalb waren die Vergeltungsaktionen nach der

Befreiung ein doppeltes Verbrechen. Sie waren bestialisch grausam, und sie waren ungerecht.

Wirkliche Nazihuren gab es auf dem Lande kaum, oder dann nur in solchen Dörfern, wo die Einwohner samt den Männern mehrheitlich kollaborierten. Sonst aber hätte die Bevölkerung mit jenen Weibern schon vorher abgerechnet. Die Deutschen hielten sich bei solchen Vorkommnissen an den Grundsatz: «ein russisches Fressmaul weniger» und kümmerten sich nicht; der Hunger brachte ihnen doch das, was sie wollten.

Viele Franzosen schämen sich heute, dass man nach der Befreiung den Frauen, die sich mit den Deutschen eingelassen hatten, die Köpfe kahl schor und sie öffentlich bespuckte, bevor man sie mit ihrer Schande laufen liess und ihnen weiter nichts antat. Dabei gab es in Frankreich keinen solchen Hunger, dass man von einer Zwangslage reden könnte. Der Geschlechtsverkehr mit den Deutschen war dort ganz freiwillig. Man konnte dafür Delikatessen, Geld und Parfum bekommen; und man kam auf Kosten der Gemeinschaft zu jenen Vorteilen, die ein gutes Einvernehmen mit der Okkupationsmacht bringt. Dieser Unterschied gehört auch zum Thema «Moral unserer Frauen», das damals gar nicht so komisch war.

Wollte Gott, man hätte Breschnew nichts anderes vorzuwerfen als seine «Sippen-Sorgen» auf jener Frontbesprechung, von der Sie so «witzig» erzählen, wobei Sie sich auf Valerij Tarsis berufen. Der damalige Gebietssekretär Breschnew ist zwar zu tadeln, weil er das Problem gemäss den allgemein verbreiteten Vorurteilen falsch sah, aber er ist zu loben, weil er es sah. Die Rotarmisten «lösten» es auf bestialische Weise, und offenbar war Breschnew damit doch nicht einverstanden, sonst hätte er die Sache schon gar nicht als Problem empfunden. Nun aber sassen die Erziehungsoffiziere dieser Soldateska um ihn herum und waren «belustigt», als er auf diese wahrhaftig dringliche Angelegenheit zu sprechen kam.

Es ist bekannt, dass viele Offiziere damals die Augen vor den Ausschreitungen ihrer Soldaten schlossen, weil sie doch nichts dagegen machen konnten. Es ist gut zu begreifen, wenn auch Kriegskorrespondenten wie der damalige Genosse Tarsis die Augen schliessen mussten. Das ist vollkommen verständlich. Aber Valerij Tarsis hat schon in der Sowjetunion und auch später bewiesen, dass ihm in der Zwischenzeit die Augen aufgegangen sind. Er brandmarkt zu Recht alle Säuberungen und Morde, welche die Partei befahl. Aber er muss gerechterweise auch die Augen vor den Morden öffnen, welche die geliebten «einfachen russischen Menschen» begingen, die Partei aber zu hindern suchte. V. V. S.

*

Redaktion ZB: Ihre Ausführungen stellen einen informativen Beitrag zur sowjetischen Geschichte dar. Ich halte es für durchaus richtig, dass man auch einmal auf diese Dinge zu sprechen kommt. Schon deshalb, weil die sowjetische Geschichtsschreibung sie systematisch verschweigt, und das nun ist ein Unterschied etwa zu Frankreich, der qualitativ ins Gewicht fällt, wogegen die Unterschiede im Verhalten der Frauen vermutlich doch eher quantitativ sind (es hat Französinen gegeben, die aus einer Notlage heraus mit den Deutschen gingen, und es hat Russinnen gegeben, die keinerlei Kontakte mit den Deutschen hatten und trotzdem nicht Hungers starben).